

MICHAÏL  
SCHISCHKIN

Brief  
steller Roman

DVA

sich nach vorne reckt, die Schäferin zu küssen  
...

Porzellan muss ich nicht haben. Es soll am Leben sein, hier und jetzt. Du, Deine Wärme, Deine Stimme, Dein Körper, Dein Geruch.

Du bist jetzt fern genug von mir, dass ich nicht scheue, Dir etwas zu beichten: Damals auf der Datscha war ich des Öfteren in Deinem Zimmer, wenn Du nicht da warst, und habe alles beschnüffelt! Deine Seife. Dein Rasierwasser. Den Rasierpinsel. Die Schuhe. Von innen! Ich hab Deinen Schrank aufgemacht. Die Nase in den Pullover gesteckt. Den Hemdärmel. Den Kragen. Hab einen Hemdknopf geküsst. Mich über Dein Bett gebeugt, am Kissen gerochen ... Ich war ja glücklich, doch das war nicht genug. Für das Glück braucht es Zeugen. Erst wenn man irgendeine Art Bestätigung bekommt, wird es perfekt. Wenn nicht mit einem Blick, einer Berührung, in Anwesenheit

– dann eben in Abwesenheit, durch ein Kissen, einen Ärmel, einen Knopf in Vertretung. Einmal hättest Du mich um ein Haar erwischt, ich kam gerade noch zur Tür hinaus. Da sahst Du mich und warfst mir Kletten ins Haar, ich war wütend auf Dich. Was gäbe ich heute dafür, von Dir Kletten ins Haar geworfen zu kriegen!

Ich denke an Dich, und die Welt teilt sich in zwei Hälften: vor dem ersten Mal und danach.

Unsere Rendezvous am Denkmal.

Ich beim Schälen einer Apfelsine – meine Hand an Deiner klebend.

Der Zahnarztgeruch, der von Dir ausging, als Du mit einer frischen Plombe im Mund aus der Poliklinik kamst. Ich durfte sie mit dem Finger berühren.

Und hier sind wir auf der Datscha beim Deckeweiß, Möbel und Fußboden mit alten Zeitungen abgedeckt. Wir sind barfuß, die Zeitungen bleiben an den Füßen kleben.

Besudelt von Kopf bis Fuß, polken wir uns gegenseitig die Farbe aus den Haaren. Zähne und Zunge von Sumpfkirschen schwarz.

Später hängten wir Tüllgardinen auf, einmal ergab es sich, dass wir auf verschiedenen Seiten der Gardine waren, ich ersehnte Deinen Kuss durch den Tüll ...

Und hier trinkst Du Tee und verbrühst Dir die Zunge; bläst, damit er schneller abkühlt; trinkst schlückchenweise und schlürfst dabei laut und ungeniert, obwohl man uns als Kind eingepflichtet hat, dass sich das nicht gehört. Und ich schlürfte mit. Weil wir ja keine Kinder mehr sind. Wir dürfen alles.

Dann der See.

Wir kraxeln den Steilhang hinab, nähern uns dem versumpften Ufer, der Pfad schmatzt und federt unter den nackten Füßen.

Wir suchen uns einen Abschnitt, der frei von Entengrütze ist, waten hinein. Das Wasser ist

trübe und von Sonne voll. Kälteres, von den Quellen her, strömt einem von unten entgegen.

Im Wasser berührten sich unsere Körper zum ersten Mal. Am Ufer hatte ich es nicht gewagt, Dich anzufassen, hier konnte ich Dich einfach anspringen, Deine Schenkel mit den Beinen umklammern, Dich unter Wasser drücken. So hatte ich als Kind mit Papa im Meer herumgetollt. Du reißt Dich los, willst die Klammer meiner Arme lösen, ich lasse es nicht zu. Versuche hartnäckig Deinen Kopf unter Wasser zu drücken. Deine Wimpern sind verklebt, Du hast Wasser geschluckt, lachst und spuckst, schnaufst und fauchst.

Dann sitzen wir in der Sonne.

Du hast einen Sonnenbrand auf der Nase, die Haut löst sich in kleinen Fetzen.

Wir betrachten das sich zerfasernde Spiegelbild des Glockenturms vom anderen Ufer im Wasser.

Da sitze ich nun beinahe nackt vor Dir, aber was mich am meisten geniert, sind meine Füße. Die Zehen, genauer gesagt. Ich wühle sie in den Sand.

Ich bedrohe eine Ameise mit der brennenden Zigarette, Du rettetest ihr das Leben.

Wir nehmen den kürzesten Nachhauseweg querfeldein. Grashüpfer springen durch das dürre Gras, hängen sich an meinen Rock.

Auf der Veranda hast Du mich in den Korbsessel gesetzt und mir den Sand von den Füßen gestrichen. Wie einst Papa: Wenn wir vom Strand kamen, rieb er mir genauso die Füße ab, damit zwischen den Zehen kein Sand blieb.

Und auf einmal war alles ganz einfach und klar. Unausweichlich. Lang ersehnt.

Ich stand vor Dir im nassen Badeanzug, mit hängenden Armen.

Sah Dir in die Augen. Du griffst nach den